

Hier geht alles „polepole“

Raus aus der Schule, lernen, wie die Welt anderswo ist. Eine Reportage über neun Schülerinnen aus Bozen, die in Tansania an die eigenen Grenzen stoßen.

Mambo. Poa. Shwari. Mzima. Fresh. Poa.“ Zwei dunkle Hände schlagen aufeinander und verschränken dann drei Finger zu einem schnellen Einschlag. Vor, zur Seite und zurück. Die beiden Männer, zu denen die Hände gehören, lachen und nicken einander noch einmal zu, bevor sich ihre Wege wieder trennen. Der eine schlurft in seinen Flipflops den Weg hinunter, der andere steigt auf sein klappriges Fahrrad und fährt langsam davon.

Es ist warm hier in Kigamboni, einem Stadtteil der 6-Millionen-Stadt Dar es Salaam in Tansania. Die Sonne scheint, und eine leichte Brise wirbelt den Staub von den sandigen Wegen auf. Julia Lantschner, 28, nimmt die Sonnenbrille ab und dreht ihren Kopf in Windrichtung, um ihre Haare aus dem Gesicht zu bekommen. „So wie die beiden Männer begrüßen sich alle hier in Tansania. Das ist ein langes Begrüßungsritual.“

Seit zehn Jahren lebt die Steineggerin hier, kennt die Menschen und ihre Be-

sonderheiten. In Kigamboni hat sie eine Nähwerkstatt aufgebaut, junge Frauen können bei ihr Kurse besuchen und gemeinsam nähen. Die Werkstücke werden verkauft, so können die Frauen ein bisschen Geld verdienen, eigenständig sein, ein Handwerk erlernen.

Julia war es auch, die uns im Sommer 2018 nach Tansania eingeladen hat: Uns, das sind neun Schülerinnen und drei Lehrpersonen des Sozialwissenschaftlichen Gymnasiums Maria Hueber in Bozen. Untergebracht in Gastfamilien, kamen wir den Leuten nahe, nahmen wir am tansanischen Alltag teil und halfen bei einigen Projekten mit.

Um fünf Uhr morgens schon krähen zwei Hähne luthals vor unserem Fenster. Dann fährt der Wasserverkäufer vorbei: auf einem Fahrrad und mit einer quiet-schenden alten Fahrradklingel, die er ununterbrochen einsetzt. Um sechs Uhr geht die Sonne auf. Draußen auf dem Flur hören wir das Tappen der Flipflops unserer Gastmutter. Es wird nicht mehr

lange dauern, und sie wird „Chakula!“ rufen. Essen!

Das Leben spielt sich in Tansania draußen ab. In den Hütten, Ziegel- und Lehmhäuschen gibt es nur wenig Platz, alle zusammen schlafen in einem Raum. Gekocht, gewaschen, gespielt wird auf der nackten Erde vor dem Haus.

Kigamboni gehört zur Hafenstadt Dar es Salaam, einer Großstadt mit 5,5 Millionen Einwohnern, und ist gleichzeitig ein Dorf. Alle kennen sich, die Türen stehen offen, vor dem Haus sitzen Frauen und kochen über dem offenen Feuer. Wir, die fremden Weißen, werden „Mzungu“ gerufen. Überall werden wir mit „Mambo“ oder „Hello“ begrüßt. Die vielen Kinder auf den Straßen stürmen uns entgegen und begrüßen uns mit „How are you?“ mit Betonung auf „you“. Das sind häufig die einzigen englischen Wörter, die sie kennen.

Alles hier geht „polepole“, also langsam. Die einzige Uhr im Haus unserer Gastfamilie geht eine Stunde und zehn Minuten nach. Wenn man hier mit den Menschen ein Treffen um neun Uhr ausmacht, kommen sie um halb zehn oder um zehn oder auch erst um elf. Nach drei Wochen in Tansania ist auch der Großteil unserer Reisegruppe dieser Einstellung nicht mehr ganz fremd.

Irgendwann am späten Vormittag – die Sonne steht jedenfalls noch nicht so hoch – wollen wir mit dem Bus zu Julias Nähwerkstatt fahren. Haltestellen in unserem Sinn und Fahrpläne gibt es nicht. „Sich einfach an den Straßenrand stellen, dann kommt bestimmt ein Bus“, sagt die 28-jährige Rehema Konza. Sie ist eine gute Freundin von Julia und setzt sich besonders für die Rechte von Frauen in Tansania ein. Kurze Zeit später hält auch schon ein klappriger Bus mit lautem Gepolse vor uns, wobei er in eine gefährliche Schiefelage gerät. Der Fahrer gibt uns mit wilden Gesten zu verstehen, dass wir ein-



Foto: Helke Walden

Im Kigamboni-Straßenkinder-Zentrum besuchen Jugendliche nachmittags Kurse.



Diese Frauen im Bergdorf Kinole werden aufgeklärt über Umweltfragen, die Folgen von frühen Schwangerschaften und Polygamie.

steigen sollen. Mit voll aufgedrehter tansanischer Popmusik brettern wir die holprige Straße entlang. Vor dem Fenster aus Plexiglas ziehen kleine Läden vorbei, Menschen, die ihre Waren auf dem Kopf transportieren, ein größeres Ziegel- und Betongebäude, auf dem in bunten Buchstaben „Primary School“ geschrieben steht. Am Wegesrand liegen leere Plastikflaschen, das Gras ist von kleinen schwarzen Plastiksäcken übersät, entsorgt nach dem Einkauf. „Das ist ein großes Problem“, erklärt Rehema. „Den Menschen fehlt das Umweltbewusstsein.“

Der Müll wird am Straßenrand zusammengetragen und verbrannt. „Wenn man hier einkauft, packen die Menschen alles in diese Tüten, auch wenn es nur zwei Eier sind“, sagt Rehema. „Die anderen Leute sollen ja nicht sehen, was man einkauft. Das gehört sich hier nicht.“ Inzwischen versucht der Bus, den Schlaglöchern auf der Straße auszuweichen.

Von den etwa 850.000 Straßenkilometern, die das ganze Land durchziehen, sind gerade einmal 4.000 geteert. Viele Straßen und Wege sind nur saisonal befahrbar, zur Regenzeit spülen die heftigen Niederschläge ganze Abschnitte weg. Und auch sonst kann man die Straßen eher mit den Downhillparcours für Mountainbiker hierzulande vergleichen.

„We have to get out here!“, ruft Rehema. Wir stehen vor einem großen weißen Container mit der Aufschrift: „PA1-together“, Julias Nähwerkstatt. Der Name ist ein Wortspiel: „Moja“ bedeutet auf Swahili „eins“, „pamoja“ bedeutet „zusammen“. Jetzt – um neun Uhr morgens – öffnen die Mädchen die Türen des Containers, machen ihre Werkstatt mit Besen und Wischmopp erst mal sauber. Der Abfall wird auch hier einfach auf die Straße gefegt.

Im Inneren der kleinen Werkstatt hängen an den Wänden die fertigen Produkte, die die Mädchen und Frauen gemeinsam mit Julia hergestellt haben. Zwischen farbenfrohen Taschen, T-Shirts mit Aufdrucken, Körben und einem Kleid hängen bunte Stoffe, die die Nähschülerinnen selbst gefärbt haben. Das Nähen selbst ist eine aufwendige Angelegenheit, die chinesischen Maschinen mit Fußpedal werden noch mit Körperkraft angetrie-



Eine Freundin von Julia macht Henna-Tattoos: Höchst konzentriert malt sie auch unsere Arme an.

ben. Wir verständigen uns mit Händen und Füßen und einem Mix aus Swahili und Englisch.

Einige Tage später geht's ins Zentrum von Dar es Salaam, der größten Stadt Tansanias. Auf der Fähre verstehen wir, was es heißt, wenn viele Menschen aufeinandertreffen. Männer in Jeans und Anzügen, Frauen, die große Körbe auf ihren Köpfen tragen, Mütter, die ihre Kinder mit einem bunten Tragetuch auf ihren Rücken gebunden haben, Händler, die ihre Ware in der Stadt verkaufen wollen. Autos, Motorräder, Fahrräder, „Bagajjis“ (Dreiradtaxi), die Fähre ist voll besetzt. Inmitten der Menschenmenge auf dem oberen Deck haben ein paar Kinder in Schuluniform ihre Hefte auf dem Schoß. Schnell werden die Geometriehausaufgaben verglichen. Fürs Abschreibenlassen gibt es als Belohnung kleine pinke Lutschbonbons.

Dar es Salaam ist zwar nicht die Hauptstadt Tansanias, aber dennoch die Stadt mit der größten Einwohnerdichte. Auch befindet sich der größte und wichtigste Hafen des Landes in Dar. Viele Menschen aus den verschiedensten Ecken des Landes fahren weite Strecken, um in der Küstenstadt ihre Ware, zum Beispiel Bananen, Tomaten oder auch selbstgemachte Stoffe, zu verkaufen. Einige Mädchen

vom Land sehen Dar es Salaam als Möglichkeit einer besseren Zukunft. Doch meistens landen sie irgendwo als Hausmädchen, wenn's gut geht, oder als Prostituierte. Man braucht Köpfchen und einen großen Willen, um in einer solchen Großstadt klarzukommen.

Autos und Bagajjis hupen, Busse rasen vorbei, die Fenster offen, innen laute Musik, vom Fischmarkt tönen die Rufe der Verkäufer, alle rufen durcheinander. In der Stadt herrscht ein konstant hoher Geräuschpegel. Die Händler zerteilen die Fische, häuten und waschen sie. Während sie mit ihren Kunden um den Preis feilschen, verpacken sie die Fische in die obligatorischen schwarzen Plastiktüten.

„Mzungu!“ Mzungu!“ hören wir aus allen Richtungen. Für die Einheimischen sind wir eine Attraktion und eine willkommene Abwechslung. Nicht alle sind aber gut auf uns hellhäutige Menschen zu sprechen. Bis 1961 stand Tansania unter der brutalen Kolonialherrschaft von Deutschland und England. Auch heute noch gilt der erste schwarze Präsident Tansanias Julius Nyerere als „Vater der Nation“ und Befreier.

Auf unserem Weg zum größten und berühmtesten Markt der Stadt, dem „Kariakoo“, gehen wir eine ganze Weile zu



In unseren Gastfamilien gibt es keine Waschmaschinen: Handwäsche ist angesagt. Helferinnen finden sich geschwind.

Fuß durch die Hafenstadt. Wir müssen aufpassen, wohin wir treten, immer wieder klaffen Löcher im Asphalt, Gullis haben keine Deckel. Von den Häusern hängen Stromkabel, auf den Gehsteigen bieten Händler ihre Waren an, fein säuberlich auf einer Bodenmatte ausgebreitet. Von Haushaltsartikeln über Schuhe, Klamotten, Spiegel und Haargummis bis hin zu Gemüse und Gewürzen gibt es hier alles zu erwerben. Viele Familien leben von diesem Kleinkram-Geschäft. Eine Frau in einem bunten Kitege-Stoff sitzt auf einem Hocker am Gehsteig und stillt ihren kleinen Sohn, während ihr Mann die Tomaten und Orangen sorgfältig zu kleinen Pyramiden stapelt.

In der Markthalle Fisch, Obst und Gemüse, soweit das Auge reicht. Der Großteil der Früchte Tansanias wird hierhergebracht. Die Händler kaufen sie billig ein und verkaufen sie auf ihren Dorf-Märkten oder als Wanderhändler weiter.

Ein paar Tage später im kleinen Bergdorf Kinole, in der Region Morogoro. Hier gibt es keinen Markt, keine Busse, keine Händler. Sieben Stunden sind wir mit dem Bus unterwegs gewesen, um diesen Ort zu erreichen. Der nächste größere Ort ist etwa zwei Stunden Busfahrt

entfernt. Hier leben die Menschen in einfachsten Verhältnissen, manchmal in windschiefen Lehmhütten. Es ist ruhig, beschaulich fast. Strom und fließendes Wasser erreichen das Bergdorf nicht. Auch hier schauen uns die Menschen neugierig und erstaunt an, viele haben noch nie Menschen mit heller Hautfarbe gesehen. Ein kleiner Junge erschrickt und beginnt zu weinen.

„Come here! Dance with us!“, ruft uns eine junge Frau in gebrochenem Englisch zu. Sie bindet jeder von uns ein buntes Tuch um die Hüfte und schubst uns in den tanzenden Kreis. Wir sollen tanzen, ihre traditionellen Tänze kennenlernen. Für Ausreden ist es zu spät. Wir werden von der Gruppe mitgerissen und wackeln zu den traditionellen Trommelrhythmen ungeschickt mit den Hüften. Die Einheimischen lachen und klatschen. Africanvibes.

Viele von den singenden und tanzenden Menschen gehören zur Umweltgruppe unserer jungen Reisebegleitung, Rehema. Ihr Vater ist in Kinole aufgewachsen, und sie setzt sich für die Bildung der Menschen im Dorf ein. Neben der Umweltgruppe hat sie eine Mädchen- und eine Frauengruppe gegründet, weil diese in Tansania mit vielen Problemen zu kämpfen haben, Probleme, die wir uns

gar nicht vorstellen können. „Viele Kinder, vor allem Mädchen, haben hier keine Möglichkeit, die Schule zu besuchen“, erklärt Rehema. „Die Sekundarschule ist zu weit entfernt, der Weg dorthin gefährlich. Viele Familien haben auch kein Geld, sie verheiraten ihre Töchter gegen ihren Willen oder verstoßen sie, wenn sie ungewollt schwanger werden. Die Mädchen sind dann in der polygamen Gesellschaft nur eine Ehefrau von vielen und haben im Teenageralter selbst schon Kinder. Sie haben keine Möglichkeit, einen Beruf zu erlernen und Geld zu verdienen. So dreht sich der Teufelskreis immer weiter.“

Vor uns sitzen Mädchen, gerade mal 16 Jahre alt, das eine Kind auf den Rücken gebunden, das andere an der Brust. „What’s your dream for the future?“, fragt eine von uns. „Ich möchte Ärztin werden!“, antwortet ein Mädchen auf Swahili, bevor sie sich wieder ihrem kleinen Sohn zuwendet. Rehema klärt die Mädchen in ihren Treffen über ihre Rechte auf, kämpft mit Sensibilisierungsarbeit gegen Polygamie und Beschneidung von Mädchen, Bräuche, die in Tansania noch weit verbreitet sind. „Vor allem müssen die Familien überzeugt werden. Wir sind erst am Anfang.“

Etwas später gehen wir durch das Dorf zurück zu unserem Bus. Ein kleiner Junge in einem rosa Kleid läuft, sobald er uns sieht, ängstlich zurück in seine Lehmhütte. Wir legen ihm zwei Buntstifte und einen Kuschelbären auf den Boden vor die Türöffnung. Langsam tapst er wieder heraus, sieht uns mit großen Augen an und haucht seinen Dank: „Asante.“

Julia Malfertheiner und Karolina Firmian

Neun Schülerinnen des Bozner Maria-Hueber-Gymnasiums sind im Sommer 2018 gemeinsam mit drei ihrer Lehrerinnen nach Tansania gereist. Das Ziel des Schulprojekts? Neben Kulturaustausch auch Sozialarbeit und Medienerziehung. Geboren ist die Idee im Kontakt mit der 28-jährigen Julia Lantschner aus Steinegg, die seit einigen Jahren in Dar es Salaam lebt und dort Mädchen den Weg in die finanzielle Unabhängigkeit durch eine Nähausbildung weist. Derzeit arbeiten die Mädchen an einem TV-Dokumentarfilm, der auf dieser Reise entstanden ist.